

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 27

Artikel: Bei den Unheilbaren
Autor: E.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

für das Volkshafte, für die Interessen des Heimatschutzes zu gewinnen. Aus dem von Notar Keller, Bern, verlesenen erschöpfenden Tätigkeitsbericht geht deutlich hervor, wie fruchtbringend die Vereinigung im letzten Jahr gearbeitet hat. Viel Nachdenkliches und Anregendes bieten die Vorträge von Prof. Tavernier, Lausanne, und Architekt Mathen, Neuenburg, über Seeuferschutz. Die Lösung dieser brennenden Frage ist eine der dringlichsten Aufgaben im Natur- und Heimatschutzjahr, da diesen beiden Vereinigungen die Bundesfeierpende zukommt. Zweckentsprechende Bundesfeierarten und ein sinnvolles, gediegenes Bundesfeierabzeichen sind bereits bestimmt worden. Zur würdigeren Ausgestaltung der Bundesfeier hat der Verband zusammen mit dem Schweizerischen Schriftstellerverein, unter der Leitung von August Schmid, Zürich, ein Preisauschreiben veranstaltet zur Erlangung literarisch wertvoller Bundesfeierspiele in allen Landessprachen. Zum Schlusse der Tagung wird eine von Oberrichter Neuhaus, Bern, eingebrachte Resolution gutgeheißen, worin verlangt wird, die Veräußerung von Seeufergebiet aus öffentlichem Besitz sei zu verbieten.

Zwischen Truthahn und Eisrahm genießen die Heimatschützer von den rosenumspannenen Lauben des Gasthauses zum Hirschen einen überraschenden geistigen Dessert: eine Einführung in die bis auf heute beibehaltenen alten stavischen Sitten und Gebräuche durch Herrn Dr. Loup. Sie wurde reizend belebt und veranschaulicht durch musikalische, gesangliche und tänzerische Darbietungen im entzückenden Freilichttheater des grünen Hofes.

Gleichen die Winkelgäßchen Estavaners denen Toledos, so erinnert der dumpfe feierliche Gesang des Refurrexit lebhaft an die Prozessionen der heiligen Woche in Sevilla.

In den spätern Nachmittagsstunden schlendert man plaudernd und genießend zu den schönen Aussichtspunkten, begrüßt die mächtige Linde auf dem Wildenplatz, einer Zeitgenossin Karls des Kühnen, und bewundert im Vorübergehen das herrliche Chorgestühl in der Kirche und vier pracht- und wertvolle Chorbücher aus dem XV. Jahrhundert, die aus flämischer Schule hervorgegangen sein dürften. Zu guterleht ergibt man sich oben im Schlosse noch einmal willig dem ganzen Zauber des turm- und mauerbewehrten Städtchens.

bleibe, wie du bist, du glückliches Stäffis am See!
Berta Stumpf-Brand.

's Plange.

Von Meinrad Lienert.

Es het i dr Wält ä sövel Schätz!
D'Nachtbuebe chönd glych z'hinderläch,
Wil s' vil uf eini ziled.
Und s' hett doch Maitli z'Hüffewys,
Wo jedri, wo sött beite,
Au d'Chündig wüßt is Parädys.

Müd, d'Buebe wend die Glychlig ha.
Si stelled det d'Züürleit're a,
Wiewohl nu andri brünned,
Chind, wo au äner Glüete hend,
Wo d'Stubeli schön wermed,
Wo allne Wände d'Schatte nend.

Es ist dä glych ä böisi G'schicht,
As d'Lüt meh lueged no em G'sicht
As no em Härze basümme.
So g'schaut men au meh 's Chileznt,
As drunder s' ebig Liechtli,
Wo besser wüßt dr Stundeschritt.

So, Anneli, i gwahr di scho
Wie d'dyner Auge lost lo goh
Und dänkt: O hetti äne!
I wett em, währligott, alls tue.
Und chämt er blut, barbeinig,
I wett em Baltum in und Schueh.

Aeh's Plange ist ä herti Sach.
Mi beited ännedür am Bach:
Cha in, är gumped drüber!
Wie gäre tät men em ä Düt;
Aeh Zesek, dörfst em rüeffe:
Chum, Liebe, nimmi, wän d'mi witt!

So, Anneli, verstoh di scho,
Wiewohl keis Müzli lost lo goh.
Es säit mer's jo dis Bäggli.
Aes ist so duchs, äs luegt so dri,
Wie z'Nacht, wän's wätterleined,
Aes Chapellmürli git ä Sch.

Hälff allne Gott, wo plange müend,
Und reiß' er's, as zue Espane chönd!
Meinig ist keis Vabe.
Und Anneli, as äne chunt,
Wo d'wettist, as er's Heime
Dn Stube und dri 's Härzli gfund.

(„As Härz und Heimed“)

Bei den Unheilbaren.

Die Anstalt „Gottesgnad“ im Kanton Bern sind, wie noch andere Anstalten und Institutionen, durch den „Verein für Christliche Liebestätigkeit“ ins Leben gerufen worden. Jedes der genannten Anstalt sucht sich finanziell selbst zu erhalten, wobei es natürlich auf die üblichen Zuschüsse aus der Zentralkasse, wie auch — dies in reichem Maße — auf das private Geben und Schenken angewiesen ist.

Durchgeht man den Jahresbericht, so ersieht man daraus, wie weitgehend die Häuser der Unheilbaren von privater Seite bedacht worden sind. Vom bescheidenen Scherflein bis zur großzügigen Schenkung. Jedes Geben entspringt ja dem Empfinden, dem Mitfühlen für Dürftige und Leidende. Da diese beiden letzteren Momente bei den Anstalten der Anstalt „Gottesgnad“ meist miteinander verbunden sind, so ist bei diesen Armen der Armen in unserm Kanton das Schenken, mehr wie irgendwo anders, gut angebracht.

Anlässlich eines Aufenthaltes in Hilterfingen war es dem Einsender vergönnt, das Anstalt „Gottesgnad“ in Spiez und seine Filiale im „Brodhüsi“ zu besuchen. An diesen beiden Orten zusammen sind zurzeit ca. 150 Pfleglinge untergebracht. Die Anzahl der Pflegetage belief sich im Berichtsjahr in Spiez und Brodhüsi auf rund 51,000. Diese Zahlen sprechen. Eine Ansammlung von aufreibender Arbeit liegt darin enthalten, ein Höchstmaß von liebender, fürsorgender Opferwilligkeit, von nie erlahmender Pflegefreudigkeit der Berner Diakonissen und ihres Hilfsstabes in den Anstalten.

Ich will versuchen, ein knappes Bild von Spiez und Brodhüsi zu entwerfen.

In Spiez liegt das Anstalt nahe der Kirche, an einer Seitenstraße, mit Blick einerseits gegen die Berge, anderseits gegen den grünen Wald- und Rebhang.

Eine freundliche, alte Schwester, die 27 Jahre schon ihre Pfleglinge betreut, empfing uns. Der Großteil der Anstalten war zu einer Autofahrt nach Adelsboden eingeladen worden, ein Erlebnis, das Jahr für Jahr den Pfleglingen

besichert wird. So war der Ueberblick in Spiez eigentlich kein umfassender, aber was noch blieb, ist des Traurigen, des Unfassbaren genug

Da liegt in der Männerabteilung in einem Bierzimmer einer, der infolge einer lähmenden Nervenstarre an sein Bett gebannt ist und kein Glied rühren kann. Tief in den Höhlen liegen die schreioffenen Augen. Der Arme kann auch seinen Mund nicht ganz schließen, sodaß dann und wann, in einem unbewachten Moment, Fliegen und andere Insekten den Weg in die Mundhöhle finden und so dem Hilflosen namenlose Angst einflößen. Erbarmend deckt ein weißes Tüchlein den Mund des Kranken.

Von Lupus entsetzt ein anderer, dieser von einer Schüttellähmung befallen, jener im Bett, scheinbar kräftig, den Unterkörper und die Beine vollständig paralytisch. Dort humpelt einer an zwei Krüden zum Aufzug, der Wand entlang tastet sich ein Blinder, zugleich Schwachsinniger, hier hocht einer, stier und apathisch auf einem Stuhl, den Oberkörper von einer Rückenmarkslähmung tief herabgebogen.

In einem andern Zimmer stößt einer auf seiner Chaiselongue mühsam ein paar welsche Brocken hervor. Tagsüber auf dem Ruhbett beim Fenster, damit er die freundliche Helle erhasche, hebt man ihn abends wieder in sein Bett. Nervenstarre. Im besten Mannesalter, als er, ein gebürtiger Berner, noch Agent de Police in Montreux war, hat ihn das fürchterliche Leiden niedergerungen. „Oui, Monsieur,“ „Agent de Police, marié, femme et quatre enfants ...“

In einem besondern Abteil, der „Kinderstube“, sitzen, an ihre Topfsessel festgebunden, die Hände in Lederfäustlinge gefest, drei Buben im Alter von 12 bis 14 Jahren, der Idiotie verfallen infolge von Hirnerkrankungen. Ein Bild des Jammers, diese Buben, jedes Denk-, jedes Willensvermögens beraubt, unheilbar! Ihre einzige Sprache ist Wimmern oder Schreien. Und doch geht eine Heiterkeit über ihre sonst abgestumpften Züge, wenn die gütige Schwester kommt und sie hinunterträgt in den Garten, in Grün und Sonne. Nebenan, im Bett, ein vierter dieser Buben. Sein schwarzer Krauskopf nickt dankbar, als wir seine heiße, abgezehnte Hand drücken. Krampfhaft hält er seine Spielzeugschachtel umklammert. Er winkt mir und setzt seine Mundharmonika an, bläst einen Akkord. Ein Glückshimmer erhellt seine Augen. Aber, ach Gott, auch dieser, dem es besser geht als seinen Leidenskameraden, wird nie mehr geheilt werden können.

Bei den Frauen fesselt gleich der Anblick eines eisgrauen, verschrumpften Jüngferleins, der Grit Huber aus Meiringen, mit ihren 97 Jahren die Älteste im Asyl. Ihr ausgehörrter Körper ist verbraucht, gänzlich abgeschwächt, aber noch gehen ihre hellen Augen lebhaft rundum. Das Gehör will nicht mehr, aber ihr gut vernehmliches Greisenstimmen weiß noch recht anregend zu berichten, wenn auch, infolge eines heftigen Asthmas nur stoßweise. Sie kann noch von den beiden Dorfbränden erzählen, von den alten Pferdeposten und Kurrierwagen, von den ersten Gasthöfen und den damaligen Fremden, kurz von allem, was in einer so langen Zeit in Meiringen passiert ist. Ob Grit Huber wohl ihre hundert Jahre erlebt? Sie zählt und wartet darauf. Beim Hin ausgehen nickt uns aus dem weißen Seidenfoulard, das sie sorgsam übergebunden hat, ihr freundliches Runzelgesicht zu und ihre ausgemergelten Hände winken.

In einem Bierzimmer sind drei zuhause geblieben. Eine Frau in den vierziger Jahren, die, an einer Nervenlähmung erkrankt, schon fünf Jahre zu Bette liegt. Und doch, eine dankbare Heiterkeit verklärt ihr rundliches, freundliches Gesicht. Sie, die Mutter, erhält fleißig Besuch von Mann und Kindern. Auf ihrem Nachttisch steht ein Blumenstrauß aus dem Gärtchen zuhause.

Bedeutend älter sind die beiden Mütterchen in den andern Betten. Linksseitig gelähmt die eine, lacht sie uns recht vergnügt mit ihrem zahnlosen Mund an, dann aber

lugeln ihr wieder dicke Tränen übers Gesicht. „D'längi Zyt na de Chinder plaget mi, Herr, ja wäger!“ Der andern neben ihr hat eine schwere Gicht den ganzen Körper verkrümmt, ihre Hände sind nur noch unbrauchbare Klumpen. Aber so dankbar ist sie für ihr letztes Plätzchen zu „Gottesgnad“.

In einem andern Zimmer sitzt eine alte Blinde, die sich still und ergeben ins Unvermeidliche fügt. Daneben plaudert und lacht in ihrem Lehnstuhl eine Beingelähmte, eine resolute, ehemalige Gesandtschaftsköchin, die uns von ihrer früheren Tätigkeit in Paris kurz berichtet. Ihr gegenüber kreischt eine, gell und irr: taubstumm und schwachsinnig

Ich könnte das Bild der Unheilbaren in Spiez noch vervollständigen, aber nein — es ist des Jammers genug, über den ich schreibe.

Run zum „Brodhüsi“. Von der Station Wimmis führen Weg und Steg über die Simme zur Filiale des Spiezer Asyls. Ein heimeliges, herausgeputztes altes Haus, an der großen Simmentalstraße gelegen. Früher war dort ein Gasthof und die Pferdewechselstation der schweizerischen Post. Dem Haus gegenüber Scheune, Stall, Hühnerhof und Schöpfl, flukwärts der schöne, sauber gepflegte Garten, der jahraus, jahrein das Haus mit allem nötigen Gemüse versorgt.

Wir plaudern in der großen, traulichen Empfangsstube, zugleich Zusammentunfts- und Gottesdienstraum, mit der sympathischen Oberschwester, einer Schleswig-Holsteinerin. Vierzig Insassen sind im „Brodhüsi“ untergebracht. Die Krankenstuben sind alt, etwas nieder, aber blitzsauber und wohlhlich. Man hat aus dem Haus alles gemacht, was irgendwie möglich war.

Es ist just Zvieri-Zeit, als wir unter Führung der Schwester das Haus besichtigen. Darauf freuen sich die Pflegerlinge immer, wie auf etwas Festliches.

In einer Stube, bei den Frauen, löffeln zwei alte, blinde Runzelweiblein ihren Kaffee und broden das gute Weißbrot ein. „Ds Bescht isch halt glich üse Gaffee“, meint die eine zufrieden. Ihr Gegenüber, ein zwerghaft-verschrumpftes Persönchen, nickt lebhaft ihre Zustimmung.

Nebenan liegt die Älteste des Hauses, eine 89jährige Iseltwaldnerin, in ihrem Bett. Sie kann sich nicht mehr recht rühren und „isch gar grüseli schwach“, wie sie uns sagt. „Aber d'Schwöstere is gäng so lieb zu ein u derfür will i dankbar sy“, meint sie. Ihr Gegenstück ist eine andere Iseltwalderin, Altersgenossin, aber immer unzufrieden. Entweder ist ihr der Kaffee zu stark, dann wieder zu schwach, das „Gliger“ paßt ihr nicht oder sie hat sonst etwas auszusetzen und zu raionieren. Als wir sie grüßen, brummelt sie gleich etwas Derartiges. Doch ihr Reklamieren prallt an der freundlichen Geduld der Schwestern ab. Sie suchen auch die Mürrische zu begreifen.

Von einer rührenden Anhänglichkeit an die Schwestern sind die paar schwachsinnigen und taubstummen Mädchen, mit den idioten Buben die „Kinder“ des Hauses.

Da ist ein kräftig gewachsenes 14jähriges Mädchen, dem aber jeder Wille zu irgendeiner Arbeit fehlt. Mit großer Mühe hat man es zum Stricken bringen können. Mit einemmal aber läßt es die Nadel fallen, der große Spiegel in der Stube, wo es mit uns sitzen darf, lockt und es lacht irr in das Glas hinein, schneidet Grimassen und macht sich bemerkbar, indem es sein „gulegulegulegule“ herausstößt. Ein Wink der gütigen Schwester, es nimmt seine „Lismetete“ wieder auf und schweigt. Die anderen Mädchen scheinen mehr Arbeitsdrang und -willen zu haben, sie können ab und zu im Haushalt helfen.

Bei den Buben dieselben Erscheinungen wie in Spiez. Verblödet der eine, dazu noch blind und taubstumm ein anderer. Ein älterer murmelt, an seinen Stuhl gebunden,

ständig seine unverständlichen Laute, seine beiden Füße sind total verkrüppelt.

Wir steigen treppauf in die Männerabteilung. Da trappt durch den Hausgang ein merkwürdiger Pflegling: klein, gedrungen, borstenhaarig, knollennasig, kurz von einer ausgesprochenen Häßlichkeit. Aber seine vergnüglichen Neuglein blinzeln. Taubstumm, blödsinnig, daheim vernachlässigt, bis „Gottesgnad“ sich seiner erbarmte. Daniel winkt uns, er möchte uns etwas zeigen. Er kramt aus seinem Bett zwei Stoffpuppen hervor. Die sind sein ein und alles, seine Liebe, sein Talisman. Oft, wenn er bössartig wird, straft ihn die Schwester damit, daß sie ihm seine Puppen wegnimmt. Dann winselt er solange, bis er sie wieder bekommt. Auch ein hölzernes Rühlein bringt er uns aus seinem Nachtisch. Wir müssen es streicheln. Er lacht zufrieden. Unbändig freut er sich auf die bevorstehende Autofahrt nach Randersteg. Seine drahtischen Radbewegungen deuten jeden Tag darauf hin.

In seiner Stube liest einer aus dem Hasletal, der älteste der männlichen Pfleglinge. Am einen Auge blind, altersschwach mit seinen 89 Jahren, hat er doch noch etwas recht „Chächs“ an sich. Mit Stolz zeigt er uns alte, wertvolle „Gschriften“ über seinem Bett und schüttelt uns die blitzsauberen Bett- und Kissenüberzüge auf. „Die han-i de selber bi üs daheim am Wäbstuhl gwobe“, meint er selbstbewußt.

In einer Laube, um einen langen Tisch, trinken ein paar ihren Zvieri-Kaffee. Schwachsinnig, taubstumm die meisten. Einer dabei, ein unförmiger Fettkloß, schwer herzleidend, der sich beinahe nicht rühren kann. Wieder ein anderer, blind.

Wir kommen in die Rauchstube. Dort dürfen sie „tubaken“. Ihr liebster Zeitvertreib. Einer, von Zweifimmen, zittrig und an den Beinen gelähmt, sitzt ganz vergnüglich in seinem Lehnstuhl und qualmt drauf los. Als wir ihn fragen, ob das schmecke, meint er: „Ja, ja, gwiß-wäger, un i bin froh, daß ich gäng no mys Pffhli ha.“

Als wir wieder in den untern Stock kommen, sehen wir in der Fensterecke eine Gruppe zusammensitzen: Frauen und Mädchen. Mittendrin eine junge mit großen, wie flehenden Augen, an ihren Stuhl gebunden. Schüttellähmung infolge von Schlafkrankheit. Tag und Nacht dieses zermürbende Hin und Her, Auf und Ab aller Körperteile, unsagbar traurig! Eine andere, schwachsinnige, gibt ihr geduldig zu essen.

So ist auch im Brodhüsi das vielseitige Leiden der Unheilbaren zuhause. Betreut von einer nie versiegenden Liebe, von einer wunderbaren Geduld und von einem sich den Bedauernswerten hingebenden Opfersinn.

Wir nehmen im Eckzimmer der Schwestern mit diesen das „Zvieri“ ein. Nachher plaudert man noch zusammen, man spricht von den Aehlen, von Spiez, vom Brodhüsi, vom Daniel, seinen Launen und seinen Puppen, von der alten Seltwalderin, von der „Kinderstube“ des Hauses und von der in Aussicht stehenden Autofahrt der Pfleglinge nach Randersteg, auf die sich alle wie Kinder freuen Die Zeit rückt.

Gegen Abend verlassen wir das heimelige Haus über der Stimme, das Haus derer zu „Gottesgnad“. Einmal mehr sind wir zur Erkenntnis gekommen, daß der Mensch, der über ungebrochene körperliche und geistige Kraft verfügt, aber auch derjenige mit allerlei kleinen Leiden und oft vermeintlichen Bresten, so ganz von Herzen dankbar und zufrieden sein sollte, Tag um Tag, im Hinblick auf jene Aermsten der Leidenden, die Unheilbaren.

Dem Werke selber aber, das in den Aehlen „Gottesgnad“ in Weitenwil, Ittigen, St. Niklaus, Mett, Spiez/Brodhüsi, Langnau und Neuenstadt von der christlichen Liebes-

tätigkeit zeugt, wünschen wir die tatkräftige Mithilfe recht vieler. Damit soll auch die Dankbarkeit und die restlose Anerkennung der Mitmenschen denen bekundet werden, die Tag und Nacht jenen Unheilbaren zur Seite stehen, ihnen Heim und Heimat zu ersetzen trachten, liebend, helfend, erbarmend: den vielgetreuen Schwestern des Berner Diakonissenhauses. Der Helfer aller Helfer aber lege auf das Werk „Gottesgnad“ seinen reichen Segen! E.O.

Das Häuschen. Von Ernst Oser.

Am Ufer steht es, alt und klein,
Ein schmuckes Gärtlein drum
Behütet das Versonnensein
Wie stilles Heiligtum.

Zwei alte Leutchen wohnen dort,
Der Jugend Lachen auch.
Das Häuschen ist der Ruhe Port,
Durchweht von frischem Hauch.

In allen Stuben Sonnenglanz,
Ist auch der Himmel grau.
Ins Gärtchen grüßt der Berge Kranz,
Liegt neu der See im Blau.

Als sei's vom Herrgott hingestellt,
So steht das Häuschen dort ...
Du traumverlunk'ne, kleine Welt,
Dein den! ich fort und fort!

Der Weg. Von Maria Dutli-Rutishauser.

Sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Der Scheidungsprozeß war ja so entschieden, wie sie es sich vorgestellt hatten. Was wollten sie also noch mehr? Nichts, — sie waren zufrieden, daß die Qual ein Ende hatte. Die peinlichen Verhöre ärgerten einen schließlich bis zum Ekel, — nun waren sie für immer abgetan. Wie in Traum würden die paar Jahre hinter ihnen liegen, die sie in der Ehe zusammen verbracht hatten. Und nun wollten sie das Leben neu aufbauen, — ein jedes dort, wo es ihm gefiel.

Aber warum zögerte die junge blonde Frau, als sie neben ihrem Anwalt die breite Treppe des Gerichtsgebäudes hinunterstieg? Sie war doch fertig mit ihm! Sicher, sie empfand es in dieser Stunde, daß es gut war, sich von ihm getrennt zu haben. Aber doch schnitt es ihr ins Herz, daß der Mann, dem sie vier Jahre lang Gattin und dessen Kind sie Mutter gewesen war — daß er gelacht hatte, als der Urteilspruch verlesen wurde. Das Kind gehörte ihr, der Vater hatte freiwillig darauf verzichtet.

Frau Grete ließ sich schwer in die Polster des Wagens fallen, der sie nach ihrer Wohnung brachte. Als sie das Haus betrat, kam ihr doch der Jammer ihrer Lage zum Bewußtsein. Was wollte sie in den eleganten Räumen, die sie morgen verlassen mußte? Sie waren ihr so schon verhaßt. Hier war sie eingezogen, hatte geliebt und das Leben schön gefunden, — hatte ihrem Gatten das Kind ihrer Liebe geboren — — war hier verraten worden. Wer hätte auch ahnen können, daß ihre liebste Freundin sie betrügen und verdrängen würde?

Aber das war nun so. Morgen würden die Möbel fortgeschafft, und sie bezog in einer andern Stadt ein kleines, stilles Haus.

Den Gang herauf sprang munter das kleine Mädchen. Wie ein Schmetterling kam es ins Zimmer geflattert und